

Johann Valentin Andreä

Von Heinrich Fausel

Gottfried Keller hat im Sinngedicht den „Aufzeichnungen des lutherischen Theologen und Gottesmannes Johannes Valentin Andreä, in denen der Dreißigjährige Krieg raucht und schwelt“, einen Ehrenplatz neben den Biographien der Lebensmeister und Leidensschüler Augustin, Rousseau und Goethe, Benvenuto Cellini, Plinius und Dante gegeben. Und es ist in der Tat ein außergewöhnliches Leben, das sich hier vor unserem Blick ausbreitet.

Der Enkel des unermüdlichen Kirchendiplomaten, Einigers und Vermittlers Jakob Andreä, der Sohn des in alchemistische Experimente vertieften Königsbrunner Abtes hat von den Vorfahren nicht nur das theologische Interesse, sondern auch Sinn und Gefühl für die „Welt“ mitbekommen, Spürsinn für das Geheimnis der Schöpfung, Willen zur Wandlung unvollkommener Verhältnisse. Was ihn aber in besonderer Weise kennzeichnet, die tiefste treibende Macht seines Wesens, ist nicht durch Erbgang zu erklären. Es ist sein „unbegreiflicher Geist“, der ihn immer wieder über sich selbst, über die eigenen Grenzen hinaustreibt, ins Unerforschte, Lockend-Gefährliche, in die Irrsale einer dunklen Welt. Aus der Dürftigkeit des nach dem Tod des Vaters wankenden Elternhauses, aus der Kleinwelt des hartprotestantischen Altwürttemberg wächst ein Renaissancetyp heraus, eine jener glänzenden Gestalten, bei deren Betrachtung man unwillkürlich an den „uomo universale“ des Quattrocento denkt, wie ihn uns Jakob Burckhardt geschildert hat.

Der 1586 geborene Andreä darf sich als 19jähriger das Magisterbarett aufsetzen. Er hat mit einem geistigen Heißhunger ohnegleichen gelesen und studiert, was ihm in die Hände kam: die klassischen und modernen Sprachen, die vorgeschriebenen Artistenwissenschaften, dazu Reiseschilderungen und Dichtwerke, Juristerei, Medizin, Musik und mechanische Künste. Als der 21jährige in eine zweifelhafte Geschichte verwickelt wird, stürmt er aus Tübingen fort, weg vom halbvollendeten Studium, nach Westen, nach Straßburg, später nach Österreich, Frankreich, in die Schweiz, nach Italien. Er verkehrt mit Jesuiten, mit österreichischen Adelligen, mit Genfer Calvinisten. Er steht vor Holbeins Totentanz in Basel, besichtigt den Dogenpalast in Venedig, in Verona das Amphitheater. Man findet ihn in den Werkstätten der Uhr-

macher, der Schreiner und Goldschmiede. Er dilettiert im Malen, Lautenspiel, in der Dichtkunst, im Reiten und Turnen. Ein unersättlich Begehrender saugt eine Fülle von Bildern, Eindrücken, Urteilen, Kenntnissen und Erfahrungen in sich auf; die Menge von Ideen und Gestalten, später in den Schriften wieder auftauchend, sind damals in die Dunkelkammer dieses mächtigen Geistes aufgenommen worden.

Wir haben in Andreäs „Turbo“ (1616) einen Rechenschaftsbericht über seine Wanderjahre. Der Held Turbo – der Wirbelwind – schüttelt den vielästigen Baum der Wissenschaft, aber er findet nur dürre Blätter. In den hohlen Schlüssen der Logik, in den Worthülsen der Redekunst, im wirren Zahlen- und Linienspiel der Mathematik ist weder Glück noch Frieden zu finden. Überall große Versprechungen, überall bittere Enttäuschungen! Turbo dürstet nach dem vollen Leben, in dessen brausendes Gewühl er sich stürzt. In Paris macht er die hohe Schule der Weltläufigkeit, des Alamodekavaliers durch; dort werden ihm seine deutschen Bauernmanieren abgeschliffen, aber mit ihnen verliert er auch sein bestes Gut, den Glauben – und wird Atheist. Ein Liebeshandel mit einer Französin endet in einer handfesten Prügelei; verbittert und verärgert, nur um trübe Erfahrungen reicher, kehrt Turbo in die Heimat zurück. Dort macht er einen letzten Versuch, ins Herz der Dinge einzudringen; was Gelehrtentum und Weltleben nicht vermochten, soll nun der Griff ins Übersinnliche bringen, Alchemie, Zauberesen und Geheimwissenschaft. Aber der erhoffte Reichtum zerrinnt dem Schatzgräber unter den Händen; die erstrebte Herrschaft über Weltkräfte und Geisterreich enthüllt sich als Trug – am Ende des langen Weges steht ein einsamer, armer Mann ohne Hoffnung. Turbos Bekenntnis schließt mit einem Weheruf über sich selbst, den Unglückseligen, dessen Lebenszeit verloren, dessen Gut vergeudet ist! Die ganze Kreatur haßt ihn und er haßt das Leben. „Mein Forschen war meine Sünde, meine Neugier hat die Natur beleidigt. Dich suchte ich, Weisheit. Dummheit ward mir geboten, ich sah dich nirgends, Verzeiflung war mein Los! . . . Weh mir! So hüllt mich ein, Schatten der Finsternis!“ Und nun naht dem in faustischer Klage Zusammengebrochenen die Weisheit, vom Chor der Tugenden umgeben, und fragt

ihn, ob er die Weisheit, nach der er die Welt durchjagte, auch schon bei Gott gesucht habe? Turbo muß zum Schluß bekennen: „Gott ist die Weisheit, ich strebte nach der Weisheit der Erde.“ Auf die wilde Brandung und den wüsten Wirbel folgt die Windstille, die heitere Klarheit, in welcher Serenus, nicht mehr Turbo, lebt.

In diesem Vorgänger des Goethischen Faust wird die ganze Problematik der erwachenden Moderne lebendig. Das unsicher gewordene Ich hat sich mit der Eigengesetzlichkeit einer grenzenlosen Welt, mit der Differenzierung eines unübersehbaren Lebens auseinanderzusetzen; das Herz ist von einem durchdringenden, aufs äußerste gesteigerten Lebensgefühl erfüllt, das doch beschattet ist von der Melancholie, vom Todesverhängnis. Descartes hat angesichts dieser Unsicherheit einen festen Boden in der Selbstgewißheit des denkenden Ich zu finden geglaubt; Andreä findet den archimedischen Punkt in der religiösen Lebenserfahrung, welche der Vorsehung, der göttlichen Führung gewiß wird. In Rom, beim Anblick der glanzvollen Hauptstadt der Welt und der Laster, scheint ihm mit der durchdringenden Klarheit einer höheren Eingebung seine eigentliche Berufung aufgegangen zu sein: „Ich hielt es für nötig, mein Gelübde einzulösen, das ich in Italien Gott gegeben: mich der Kirche unverzüglich zu stellen.“ Die Heimatkirche hat den verlorenen Sohn freilich nicht mit offenen Armen empfangen; man traut ihm den Sprung vom profanen Leben zum heiligen Amt nicht ohne weiteres zu, findet ihn in der Bibelkunde „nicht wohl versiert“ und schickt den Weitgereisten nochmals auf die Schulbank ins Stift. Erst als sich der Achtundzwanzigjährige zum zweitenmal zur Prüfung meldet, erhält er durch einflußreiche Fürsprache im Februar 1614 das Diakonat Vaihingen/Enz.

Von 1614 bis 1620 ist Andreä zweiter Pfarrer neben dem Spezial Bengel in Vaihingen. Er hat nun Amt und Beruf, auch Weib und Kind, ohne jedoch darum im Bürgerbehagen, in eintöniger Pflichterfüllung zu versinken. Er gibt jungen Leuten Privatunterricht, läßt die Kirche mit Bildern schmücken und vergleicht seine Vaihinger eifrig mit dem Idealbild einer echten Gemeinde, das er im Herzen trägt. Dabei kommen die Vaihinger freilich schlecht weg. Unrecht, Ämtermißbrauch und Händel sind an der Tagesordnung. „Es fehlt Vaihingen nicht an manchen guten Bürgern, aber etliche schlechte rauben der Stadt ihren guten Namen.“ Die gekränkten Bürger wehren sich; wie später Ötinger hat Andreä das Pech, ständig eine Stachelspur von Verleumdungen nach sich zu ziehen.

Dazu kommt äußeres Unglück, als ob Andreä auf die noch schwereren Schicksale seines späteren Lebens vorbereitet werden sollte. 1617 und 1618 wird die Stadt von zwei Bränden heimgesucht; der zweite Brand zerstört die neugeschmückte Stadtkirche und Andreäs Pfarrhaus. Er hält mit seinem Urteil nicht hinter dem Berg: bei beiden Bränden hat der Wein eine verderbliche Rolle gespielt, es ist schamlos geplündert und gestohlen worden, die gespendeten Gelder sind nach dem Brand ungerecht verteilt worden.

Andreä hat in Vaihingen eine umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit ausgeübt. Aus der geheimbündlerischen Jugendschwärmerei der Rosenkreuzbruderschaft schält sich schließlich ein recht praktischer Gedanke heraus: eine christliche Sozietät, eine Bruderschaft von reformfreudigen Gelehrten soll sich über alle Entfernungen und Schranken hinweg verständigen, die Fehler der Gegenwart aufdecken und den Willen Gottes in Staat, Kirche und Gesellschaft verwirklichen. Es entspricht der scharf kirchen- und kulturkritischen Einstellung Andreäs, wenn er aus der rauhen Wirklichkeit flüchtet und in seiner Christenstadt – „Reipublicae Christianopolitanae Descriptio“ 1619 – seinen Wunschtraum eines idealen Gemeinwesens beschreibt. Dieser erste deutsche Staatsroman unterscheidet sich durch seine Verwurzelung im religiösen Denken, durch sein ewiges Ziel vom rationalen Zweckdenken eines Thomas Morus ebenso stark wie von den totalitären Kristallpalästen und Termitenstaaten der späteren französischen Utopisten.

Ein Schiffbrüchiger, dessen Schiff Phantasia gesunken ist, wird auf ein weltentlegenes Eiland verschlagen, auf dem er das Modell eines idealen Gemeinwesens antrifft. In breitem Kranz lagern sich um die Stadt Bauernhöfe und Werkstätten; die Stadt selbst, deren Straßen und Häuser sich quadratisch um den Markt legen, wird von Handwerkern bewohnt. Im Herzen der Stadt erhebt sich ein Monumentalbau, Kirche und Rathaus zugleich, in welchem Glaube, Recht und Bildung residieren. Hier sind die Schulen, Bibliotheken, Sammlungen und Schatzkammern, hier Archiv, Druckerei und Laboratorium. Hier ist die prachtvolle, lichtdurchströmte und bildergeschmückte Kirche, darüber der Rathaussaal, ebenfalls mit Abbildungen versehen. Bürger-, Christen- und Bildungsgemeinde, Staat, Kirche und Kultur bilden eine Einheit, da sie alle Blickpunkt und Ziel in dem unsichtbaren Meister dieses Gemeinwesens haben: in Jesus. In seinem Reiche regiert Klarheit und Ordnung. Darum werden die irdischen Güter geringgeschätzt; Arbeitszeit und



Johann Valentin Andreae

Arbeitspflicht wird vom Gemeinwesen reguliert, doch so, daß über der Arbeit die Sorge für das ewige Heil nicht verlorengeht. Es gibt keine Kluft zwischen arm und reich und keinen Konkurrenzkampf; da die Christenstadt wirtschaftlich autark ist, gibt es keinen Kampf um den Lebensraum und keine außenpolitischen Konflikte. Klarheit und Ordnung beherrschen das Stadtbild; die Häuser haben Glasfenster, Öfen, Vorhänge, Feuerwände und Ziergärten; es gibt in der Stadt Badeanlagen, Wasserleitungen, Kanalisation und Straßenbeleuchtung. Das Leben der Bürgerschaft untereinander ist von freiwilliger Liebe getragen; die Alten werden geehrt, die Jungen in einem sorgfältig

ausgeklügelten Bildungsgang erzogen; selbst an eine Mütterfürsorge durch die Witwen und an die Pflege der Geisteskranken in den Familien hat Andreae gedacht.

Die literarische Produktion Andreaes in den Vaihinger Jahren ist erstaunlich groß. Ebenso geistreiche wie bissige Gesellschafts- und Kulturkritik wechselt mit weitschauenden Reformplänen, denn der Vaihinger Diakonus gehört in den Kreis der Reformtheologen, wie er uns aus den Arbeiten unserer Landsleute Friedrich Fritz, Karl Holl und Hans Leube näher bekanntgeworden ist. Noch in Vaihingen ist der freilich erst viel später veröffentlichte „Theophilus“

entstanden, der Andreäs Reformgedanken in kurzer Zusammenfassung enthält: Durchdringung des Staats mit biblischen Gedanken, Unterweisung des einzelnen durch die Kirche, Kirchenzucht, die am Pfarrstand selbst einsetzen muß, und Jugenderziehung, die von der Bibel ausgeht und sich nicht mit der Antike begnügt.

Allein inzwischen hat der große Krieg begonnen. Die Reformpläne müssen zurückgestellt werden. Wer mag noch an die Neugestaltung der Gesellschaft denken, wenn es sich um den Kampf mit dem nackten Elend, um die Bewährung des Glaubens in bitterster Not handelt? Auf Befehl des Herzogs ist Andreä im Februar 1620 zum Spezialsuperintendenten des Dekanats Calw ernannt worden. Er wird dort achtzehn Jahre, die schwersten seines Lebens, verbringen. Calw bedeutet für Andreä zunächst die Auseinandersetzung mit den wirtschaftlichen Erscheinungen, die wir heute Frühkapitalismus nennen. Schon Luther hat gegen die Handelsgesellschaften, gegen das Monopolwesen gewettert. Inzwischen ist, vor allem im Textilgewerbe, der selbständige Kleinhandwerker, der Tuchmacher, Färber, Zeugmacher, zum Heimarbeiter im Dienst eines kapitalkräftigen, marktkundigen „Verlegers“ herabgesunken. Als Andreä nach Calw kam, stand die dortige Textilindustrie in voller Blüte. Zwei Drittel der Bevölkerung leben von der Zeugmacherei; die Stadt ist überbevölkert von den zahlreichen Arbeitswilligen, die um des Verdienstes willen in Calw zusammengeströmt sind. Die Einwohnerschaft wächst sprunghaft an; Andreä hat die Bevölkerungszahl Calws vor der Katastrophe auf 3811 Einwohner berechnet. Kleine Unternehmer wachsen in kurzer Zeit zu neureichen Großverdienern heran; daneben bildet sich ein Heimarbeiterproletariat von armseligen, schlecht genährten und bleichen Webern und Zeugmachern, die in überfüllten Wohnungen, selbst in Scheunen und Baracken hausen.

Alle Kräfte Andreäs, die bisher durch kleinliche Widerstände gehemmt waren, kommen nun zur Entfaltung. Andreä knüpft zunächst an die aus der Reformationszeit stammende Einrichtung des Armenkastens an. Es wird die wöchentliche Sammlung für den Kasten wieder in Gang gebracht. Der Krieg bringt es mit sich, daß zahlreiche Heimatlose, Bettler und Flüchtlinge auf den Straßen liegen; in den Jahren von 1625–1631 werden, wie Andreä in seiner Lebensbeschreibung mitteilt, in Calw über 110 000 Arme gespeist, unterstützt und weiterbefördert. Aber Andreä geht noch einen Schritt weiter. Während die

Reformation die Armenpflege der weltlichen Obrigkeit und dem kirchlichen Amt übertrug, erinnert Andreä die Reichen an ihre Verantwortung und ruft zu freier Initiative, zum Zusammenschluß von Calwer Unternehmern auf. Schon 1621 treten unter Andreäs Einfluß dreizehn reiche Calwer Färber zum „Färberstift“ zusammen und spenden eine reichliche Summe. Die Zinsen dieses Kapitals sollen verwendet werden für die Jugendunterweisung, zur Armen- und Krankenpflege, zum Kampf gegen künftige Übel, zur Befestigung der Freundschaft und zur Bekämpfung der Sittenverwilderung. Es ist verständlich, daß bei dieser Stiftung die Geldgeber besonders an ihre Nachkommen und Verwandten gedacht haben. Man hat denselben Eindruck freier Kraftentfaltung auch bei Andreäs Schul- und Jugendarbeit. Eine Kinderlehre mit Fragestücken entsteht; der Dekan sorgt für lebendigen Unterricht und seine Leichenpredigt rühmt, wie er die Kinder durch Freundlichkeit und Geschenke zum Lernen ermuntert habe, wofür sie ihm auf der Straße entgegengeliefen und ihm „mit gebührender Reverenz“ die Hände gereicht hätten.

Diese ganze schöne Bautätigkeit nimmt mit der Katastrophe nach der Schlacht von Nördlingen ein jähes Ende. Am 10. September 1634 wird Calw von den Kaiserlichen geplündert, am 11. September geht die unglückliche Stadt in Flammen auf. Als Andreä erfährt, daß bei der Plünderung von Stuttgart den Geistlichen übel mitgespielt worden sei, verläßt er mit Weib und Kind die Stadt und versteckt sich in den Wäldern über Calw bei einem befreundeten Pfarrer. Als er nach 10 Tagen wieder heimkehrt, trifft er ein namenloses Elend an. An einem Tag müssen 83 Tote beerdigt werden; die ganze Stadt mit Ausnahme der Vorstadt liegt in Asche. 450 Häuser sind abgebrannt, darunter die Stadtkirche, Rathaus, Vogtei, die Pfarrhäuser, Schulen, Apotheken, Fabriken und Warenlager; mit ihnen sind alle Akten, Rechnungen, Vorräte und der Hausrat verbrannt. Andreä selbst hat seinen ganzen Hausrat, unschätzbar wertvolle Manuskripte und seine Kunstsammlung mit Originalgemälden von Dürer, Cranach und Holbein verloren. Schlimmer aber als diese Verluste ist, was den Menschen angetan wurde: Schändung von Mädchen und Frauen, Verschleppung der jungen Leute, Menschenraub und Menschenjagd in den Wäldern und Höhlen der Umgegend, Erpressung und Folter durch den Schwedentrunk; ja, ein treuer Kirchendiener Andreäs wird bei lebendigem Leibe geröstet und stirbt als Märtyrer. Der Anschlag, die eingeschlossenen Einwohner mit-

samt der Stadt zu verbrennen, mißlingt, da die Gängstigten ins Freie ausbrechen.

Andreä, dieser „undurchsichtige Koloß der stiftlerischen Frühzeit“ – so Ernst Müller in den „Stiftsköpfen“ – hat seine Größe ohne Zweifel darin, daß sein Geist ein wahres Strahlenbündel wirksamster Gedanken umfaßt. Aber noch größer ist er in dieser Stunde, da es gilt, am Rande des Nichts und angesichts von rauchenden Trümmern allein aus dem Glauben zu leben. Es fehlt in der unglücklichen Stadt so gut wie alles, Nahrung und Kleidung, Wohnung und Geld. Aus der verarmten Bevölkerung werden Tausende von Gulden herausgepreßt. Es herrscht der bitterste Hunger, dazu kommt im Elendsjahr 1635 noch die Pest, welche Calw über die Hälfte seiner Bevölkerung raubt. Alles hängt an Andreä: der Bürger verlangt öffentliche Unterstützung, der Arme Almosen, der Vertriebene Wohnung, der Kranke eine Erquickung, der Verwundete eine Salbe, der Nackte eine Hülle, der Tote ein Hemd – und nur wenige stehen in den Riß. „Die ganze Last liegt auf den Schultern von ein paar Personen.“ Hunderte hat Andreä als einziger Pfarrer der Stadt zu Grabe geleitet; was für eine Kraft des Trostes, der Hilfe und Aufrichtung von seinem Wort und Beispiel ausgeht, steht nirgends geschrieben. Sein Glaubensmut bleibt ungebrochen. Er sieht, daß die elende Stadt sich aus eigener Kraft kaum mehr aus den Trümmern erheben wird. Darum wendet er sich in den „Threni Calvenses“, in seinen Klageliedern aus Calw an die Freunde in Straßburg, Augsburg, Frankfurt, Nürnberg und Ulm und fleht sie an, um der Liebe, des gemeinsamen Glaubens und des Mitleids willen, der verlorenen Stadt eine Beisteuer zum Wiederaufbau zu geben. Andreä erlebt die Freude, daß beinahe 10 000 Gulden an milden Spenden eingehen. Es gelingt langsam, weitere Plünderungen zu verhindern, Erleichterungen bei den Stadtkommandanten zu erreichen, das tiefgesunkene Gemeingefühl der Bürgerschaft zu heben und die zerfallene Ordnung wiederherzustellen. Andreä baut nicht nur sich selbst eine Notwohnung; er hat auch soviel Kraft, die nichtabgebrannte Spitalkirche zu erweitern und mit dem Wiederaufbau der Stadtkirche zu beginnen. Die Gemeinde hängt an ihm; sie weiß, wieviel sie ihm zu verdanken hat; diese Notjahre in Andreäs Leben mögen, wenn sie auch seine Kraft verzehrten, seine glücklichste Zeit gewesen sein.

Andreä hat nicht die Absicht, seine schwergeprüfte Gemeinde zu verlassen. Aber das Land verlangt

dringend nach erfahrenen Männern. Herzog Eberhard III. – keiner der wertvollen Fürsten Württembergs; er hat 1634 in kopfloser Flucht das Land verlassen – kommt 1638 nach Stuttgart zurück. Er verlangt, daß Andreä, der stete Verbindung mit ihm gehalten hatte, in eine führende Stellung nach Stuttgart berufen wird. Andreä wehrt sich; seine wankende Gesundheit sei dieser Last nicht gewachsen. Endlich gibt er nach, zu Beginn des Jahres 1639 übernimmt der Dreiundfünfzigjährige das Hofpredigeramt in Stuttgart. Man hat sich angewöhnt, die letzte Wirkungsperiode Andreäs als eine Zeit des seelischen Niedergangs, wachsender Melancholie und Weltverdrossenheit, der Selbstanklagen und der Verbitterung anzusehen. Das alles läßt sich aus Briefen und Schriften belegen, trifft aber nicht den Kern der Sache. In Wirklichkeit besitzt der alternde und kranke Mann noch soviel Elastizität, daß er eine riesige Arbeitslast zu bewältigen vermag. Allein in den elf Jahren seines Hofpredigeramts hat Andreä 1070 Predigten gehalten! Dazu kommt die Tätigkeit im Konsistorium, Wiederaufbautätigkeit der Kirchenleitung in großem Stil! Das Herzogtum hat im Kriege über drei Viertel seiner Einwohner verloren; 300 Pfarrer sind im Pestjahr gestorben, überall verwaiste Gemeinden, Not in den Pfarrhäusern, Hunger und Verrohung in allen Ständen; das Geld hat keinen Wert mehr, es fehlt an Vieh und Saatgut; aber neben krasser Armut macht sich bereits wieder schamloser Luxus in Kleidern und eine krankhafte Vergnügungssucht breit. Auch wenn Andreä nicht mehr während seiner ganzen Stuttgarter Zeit im Konsistorium tätig war, so haben doch die Jahre seiner Mitarbeit genügt, um tiefe Spuren seines Geistes zu hinterlassen. Der Mann der großen Welt, der Weitgereiste und Vielgeprüfte, stellt sich nunmehr ganz in den Dienst schwäbischen Kirchenwesens: das Eindringen fremder Sitten durch auswärtige Geistliche soll verhindert werden, die kirchlichen Ordnungen werden neu herausgegeben und eingeschränkt, die Sommerschule – für jene Zeit eine unerhörte Neuerung – wird eingeführt, bereits 1645 ist das Stuttgarter Pädagogium wieder eine sechsklassige Anstalt. Unmittelbar auf Andreä geht die Einführung der Kirchenkonvente zurück, der Versuch, die Genfer scharfe Sittenzucht in Württemberg einzuführen und durch gemeinschaftliche Tätigkeit des weltlichen und geistlichen Amtes die Volksittlichkeit zu heben. Hermann Kurz hat im „Sonnenwirt“ die Tätigkeit des Ebersbacher Kirchenkonvents mit protokollarischer Treue dargestellt. Die später eingetretene polizeiliche

Verhärtung und Verknöcherung dieses Instituts darf man Andreä wohl kaum zur Last legen; es ging ihm um die Ehre Gottes, die Auferbauung der Gemeinde, die Sorge für Arme, Kranke und Gefangene, die Förderung von Unterricht und Erziehung.

Der Verdacht heimlicher Ketzerei, der Andreä sein Leben lang unwitterte, hat ihn auch auf die letzte Station seines Lebenswegs verfolgt. Als Andreä im Jahr 1650 Prälat von Bebenhausen wird und damit einen ehrenvollen Ruheposten erhält, wird ihm die ersehnte Stille vergällt durch seine Klosterpräzeptoren, die den bettlägerigen Abt von der Kanzel herab der Irrlehre verdächtigen. Auf seine Klagen hin gibt man dem verdienten Manne die Prälatur Adelberg.

Er vergleicht sein Leben mit dem eines Verbannten, eines Galeerensträflings, eines Bergarbeiters und Arenakämpfers, überall Rachsucht, Treulosigkeit, Undank, Betrug und Herrschaft Minderwertiger – seine letzten Lebensjahre und -monate sind mit Krankheitselend und Anfechtung gefüllt bis zum Rande. Er lebt noch einige Monate in Stuttgart. Als es zu Ende mit ihm geht, versichert er, er habe nun keine leiblichen und geistigen Anfechtungen und Kümernisse mehr. Turbo ist zur Ruhe gekommen, Serenus sieht dem Tod gefaßt und glaubend entgegen. Am 27. Juni 1654 ist Johann Valentin Andreä gestorben; seine letzte Anordnung lautete, es möge bei seiner Beerdigung kein Gepränge getrieben werden.

Die Trinkwasserversorgung von Zavelstein – 330 Jahre alt

Von Günter Schulz

Viele Gemeinden unseres Landes hatten in den letzten Jahren oft monatelang erhebliche Schwierigkeiten bei der Versorgung mit Trink- und Nutzwasser. Während der langen Trockenperioden gingen die Quellschüttungen vielfach katastrophal zurück und manche Brunnen fielen ganz trocken. Die Zunahme der Bevölkerung und der stark anwachsende Verbrauch von Industrie und Landwirtschaft haben daher bald überall eine Erweiterung und Erneuerung der Versorgungsanlagen notwendig gemacht. Daß diese Nöte auch früher schon zum Teil bestanden, beweist eine alte Urkunde vom Jahre 1624 aus dem Kreis Calw. Sie behandelt den Kaufvertrag über die Nutzung von zwei Quellen auf der Markung Röttenbach und die Weiterleitung des hier erschlossenen Wassers nach Zavelstein. Wahrscheinlich ist sie eines der ältesten Dokumente, die über die Wasserversorgungsanlagen des nördlichen Schwarzwaldes bekannt sind.

Etwa 4 Kilometer südlich der Kreisstadt Calw mündet von Nordwesten her kommend das Flößchen Teinach in die

Nagold, beide tief in die Buntsandsteintafel eingeschnitten. 3 Kilometer aufwärts vom Zusammenfluß liegt das durch seine Mineralquellen weithin bekannte Bad Teinach. Am Nordrande des Tales grüßen vom Schloßberg die Burgruine und das Städtchen Zavelstein herab, das besonders im Frühling zur Zeit der Krokusblüte stark besucht ist. Weitere 2 Kilometer nordwestlich davon liegt die Gemeinde Röttenbach.

Ort und Burg Zavelstein sind auf einer nach drei Seiten steil abfallenden Bergnase angelegt, deren Untergrund aus den stark zerklüfteten und deshalb durchlässigen Schichten des mittleren Buntsandsteins besteht. Eine flache Grabung auf Wasser wird deshalb hier nur wenig Erfolg haben, es sei denn, man geht sehr tief, etwa bis zum Tal der Teinach herunter. Das würde jedoch in dem festen Sandsteinfelsen rund 180 Meter bedeuten, eine Tiefe, die man heute mit modernen Bohrwerkzeugen wohl ohne weiteres erreichen kann, was in den früheren Jahrhunderten jedoch ausgeschlossen war, abgesehen von der Schwierigkeit, das Wasser so hoch heraufzuführen. So haben sich die damaligen Schloßherren schon vor 330 Jahren entschließen müssen, das zum Leben notwendige Naß für die Burg und das Städtchen von den 2 Kilometer entfernten Hochquellen in Röttenbach herbeizuleiten.

Über die damaligen Besitzverhältnisse von Zavelstein erfahren wir Näheres aus der alten Beschreibung des Oberamtes Calw (1860) und der „Geschichte der vormaligen Bergveste und Herrschaft Zavelstein“ von C. F. Renz (1846). Danach überließ Herzog Johann Friedrich von Württemberg im Jahre 1616 die Herrschaft Zavelstein pfandweise als rechtes „Mannslehen“ an seinen Hofrat Benjamin von Buwinkhausen und dessen Bruder Achill und belehnte sie 1621 mit der hohen Jagd, nachdem im Jahre zuvor Pfandbesitz nebst der Hälfte des Burg-

